

Das Verbrechen im Omnibus.

Roman von Fortune de Boisgobey.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

(4. Fortsetzung.)

Der Boulevard Rochefort ist vorzugsweise der Stadttheil der Winterzeiten, die der Pariser mit „Caboulots“ bezeichnet. Nach Freund Binos zählte schon lange Zeit zu den Stammgästen eines dieser nicht gerade im besten Ruf stehenden Lokale. Er hauste in der Rue Murat unterm Dach, und der „Große Bod“ lag zwischen der Rue Clignancourt und dem Boulevard Ornano, kaum zwei Schritte von seiner Wohnung entfernt.

Binos war hier zu Hause; er hatte ein offenes Konto und erfreute sich eines fast unbegrenzten Kredits. Er brachte ungefähr 12 Stunden von 24 hier zu, und zwar, wie man zu sagen pflegt, der Herrgotts des Lokals.

Er hatte sich hier auch Freunde erworben, die es sich zur Ehre rechneten, ihn freizulassen zu dürfen, wenn er Durst hatte denn er freundete sich nicht mit jedermann an. Er verkehrte nur mit soliden Leuten: einem Gradentmalfabrikanten aus St. Quen, für den er Bläue zeichnete, einem Rentier Namens Piedouche, der einen sehr guten Eindruck machte, einem früheren Drogenhändler, der zwar nicht in der Unterhaltung glänzte, weil er taub war, der aber die Künstler und besonders Binos bewunderte.

Herr Piedouche war ein sehr angenehmer Blauderer, er hatte viel gesehen und viel behalten. Er kannte diese Leute und Länder, sprach von allem als ein erfahrener Mann und verstand gute Rathschläge zu geben. Dabei war er disret, sogar so sehr, daß er nie erzählte, was er that und was er in seiner Jugend getrieben hatte. Binos dachte sich, er hätte in der Armeegedient, doch er war dessen nicht sicher, und schließlich bildete er sich ein, sein Freund wäre ein Angehöriger der hohen politischen Polizei.

Doch seit drei Tagen wartete Binos vergeblich auf seinen Freund; Herr Piedouche kam nicht, und dieses unvermutete Verschwinden versetzte Binos in die unbehaglichste Stimmung, ganz besonders jetzt, da er vor Verlangen brannte, ihn wegen der Affaire im Omnibus um Rath zu fragen.

Man wußte wohl, daß Piedouche in demselben Stadttheil wohnte, die einen behaupteten, auf der Place d'Anvers, die anderen in der Rue Dantico, doch er mußte seine Bekannten aus dem Cafe nicht in seiner Wohnung, und auch Binos kannte seine Adresse nicht, obwohl er ihn mehrmals danach gefragt hatte.

Piedouche hatte es beabsichtigt, diese Frage direkt zu beantworten, und das Gesehmte, mit dem er sein Leben umgab, hatte nicht wenig dazu beigetragen, dem Maler die Ueberzeugung beizubringen, er gehöre der Polizei an. Er verließ den „Großen Bod“ jetzt gar nicht mehr; höchstens ging er noch nach der Morgue, um in Erfahrung zu bringen, ob das junge Mädchen aus dem Omnibus sich noch dort befände, oder ob sie jemand retognosziert hätte; doch stets kam er von diesem düsteren Ausfluge zurück, ohne etwas Neues erfahren zu haben.

Niemand war erschienen, um die Tote zu reklamieren, und der von der Behörde festgesetzte Termin verlief am Morgen des dritten Tages. Dann wurden die Einsargung vor sich gehen, hatte der Portier des Gebäudes erklärt; der Leichnam würde dann in das allgemeine Grab geworfen, und das Gesehmte des Verbrechens wurde mit dem Opfer auf dem Hospitalkirchhof begraben.

Also am dritten Tage gegen Mittag ging Binos in dem ersten Zimmer seiner Kiezlingskneipe trübselig auf und nieder.

Der Vater Poireau schlummerte hinter seinem Ladentisch zwischen einer Whisky-Flasche und einem leeren Glas; der frühere Drogenhändler, welcher Piedouche hieß, lag in einem Winkel der Zeitung, die ihn jedenfalls sehr interessiren mußte, denn er sprach ein Wort und rügte sich nicht vom Fleck. Aergertlich und gelangweilt, wollte Binos ihm eben einen Streich spielen, indem er seine Zeitung mit einem Streichholz anzündete, als die Thür der Kneipe sich plötzlich öffnete. „Guten Tag, meine Herren, guten Tag, Vater Poireau“, sagte eine laute Stimme.

„Piedouche“, rief Binos, „na, endlich, da sind Sie ja! das ist ein wahres Glück, denn seit drei Tagen suche ich Sie überall.“

„Jedenfalls, um mir ein Glas Cognac anzubieten“, lachte Piedouche, der in bester Laune zu sein schien.

„Erstens das, und dann noch wegen etwas anderem, aber wo waren Sie denn, sind Sie krank gewesen?“

„Ich krank? nie, sehen Sie mich doch an, sehe ich aus wie ein Rekrut, der wegen Körperschwäche vom Militär scheidet? — Vater Poireau, eine Flasche und Gläser, und dem alten, guten. Sieh, sieh, er hat bereits erzählt, was ich wollte, der alte Halunke, der Cognac steht bereits da, und zwar auf dem Tisch neben dem ehrenwerthen Herrn Pigache. Nun,

werther Freund, ich lade Sie ebenfalls ein.“

„Das ist lieb von Ihnen“, versetzte Binos, „aber es liegt mir nicht viel daran, in der Nähe des Vaters Pigache zu sitzen.“

„Warum? Was hat denn der arme Kerl Ihnen gethan?“

„Gar nichts, aber ich habe Ihnen eine Geschichte zu erzählen und um Rath zu fragen, und zwar allein.“

„Nun, er wird uns nicht sprechen hören, er ist ja vollständig taub.“

„Also bitte, sprechen Sie, aber erst wollen wir entkosten“, sagte Piedouche, der die drei Gläser gefüllt und neben Pigache Platz genommen hatte. „Auf Ihre Gesundheit, Papa“, fuhr er fort, und schlug seinem Nachbar auf die Schulter.

„Nicht übel, und Ihnen?“ erwiderte der Alte verdutzt.

„Er glaubt, ich frage ihn, wie es ihm geht“, lachte Piedouche, „er ist wirklich etwas tauber, als es nöthig ist, lassen wir ihn also in Ruhe, und erzählen Sie mir Ihre Geschichte.“

Binos, der es sich bereits am Tisch bequem gemacht hatte, berichtete nun die Fahrt im Omnibus von Anfang an, ohne auch nur die geringste Kleinigkeit auszulassen. Herr Piedouche hörte aufmerksam zu, erlaubte sich nur, zwei- bis dreimal zu lächeln, und rief schließlich:

„Das ist aber ein merkwürdiges Abenteuer, aber wie, zum Teufel, kamen Sie denn um dreierlei Miß in jene Gegend?“

„Ich hatte den Abend bei einem Freunde zugebracht“, stotterte Binos, „er diese Frage nicht vorhergesehen hatte.“

„So, so, ich muß gestehen, die Geschichte dieses plötzlichen Todesfalls ist interessant, aber worüber wollen Sie mich denn um Rath fragen, ich bin doch kein Arzt.“

„Ich auch nicht, und doch bin ich überzeugt, das arme Mädchen ist im Omnibus ermordet worden.“

„Ach, warum nicht gar, von wem denn, und wo?“

Auf diese Frage hin begann Binos den zweiten Theil der Erzählung, die er schon seit drei Tagen an den Mann zu bringen gedachte. — Piedouche war ernst geworden, er nidte bei jeder Bemerkung, die Binos machte, nachdrücklich mit dem Kopfe, und vertilgte dann hintereinander drei Gläser Cognac, ohne ein Wort zu erwidern.

„Wahrhaftig“, sagte er endlich, „ich glaube jetzt auch, daß dieser Tod nicht auf natürlichem Wege eingetreten ist; haben Sie die Thatfachen dem Polizeikommissar mitgetheilt?“

„Ich habe mich wohl geübt, denn ich will ohne ihn zu Worte gehen; es wird Zeit sein, ihn in Kenntniß zu setzen, wenn ich das verbrochene Verbrechen ausfindig gemacht haben werde.“

„Sie haben ganz recht, die Kommissare suchen gern da, wo nichts zu suchen ist, vielleicht hätte man sogar auf Sie Verdacht geworfen. Aber sagen Sie mal, Sie haben doch vermuthlich die Nadel und den zerrissenen Brief aufbewahrt?“

„Das versteht sich von selbst! ich trage sie sogar bei mir, da sehen Sie nur.“

Mit diesen Worten zog Binos aus der Tasche seines Rockes ein Etui, in dem er gewöhnlich seine Pfeife aufbewahrte. Er öffnete dasselbe und nahm die beiden Beweisstücke heraus, die Frenese ihm übergeben hatte.

„Das ist ja ein merkwürdiges Verbrechen“, rief Piedouche.

„Sie begreifen, ich hatte Furcht, die beiden Gegenstände zu verlieren, und vor allem Dingen, mich zu bitten. Aber Sie können sie ansehen, ich ritze sogar darum, aber seien Sie vorsichtig.“

„Gewiß, ich werde sie nicht anfassen, das wird das Sicherste sein, sondern, wenn Sie gestatten, mich begnügen, den Inhalt des Papiers zu entziffern.“

„Wie, ob ich es gestatte? aber mit Vergnügen, ich bitte Sie sogar darum; sagen Sie selbst: geht nicht aus jeder Zeile der Beweis des Verbrechens hervor?“

Während Piedouche das zerrissene Papier entfaltete, bemerkte Binos, als er den Kopf erhob, daß der Vater Pigache ihm verschämt zulächelte. Der gute Mann hatte seine Zeitung sinken lassen und betrachtete jetzt die Nadel mit neugierigen Blicken.

„Aha“, sagte er, „was ist denn das für ein merkwürdiges Instrument, wer hat Ihnen die verlehrt?“

„Nehmen Sie sie nicht an“, schrieb Binos ihm zu und schloß zur größeren Sicherheit das Etui.

„Na, seien Sie nur nicht so aufgeregt, ich will Ihnen dieses Andenken ja nicht streitig machen.“

„Dies doch keine Zeitung und laß uns in Ruhe, alter Schwäger“, brummte Binos.

„Der Brief beweist nicht viel“, murmelte Piedouche, „denn es ist auch nicht ein Satz vorhanden, der einen vollständigen Sinn ergibt.“

„Nein, aber man kann zwischen den Zeilen lesen.“

„Sie ist augenscheinlich die Kleine, die man im Omnibus umgebracht hat.“ „Ich komme auf meinen ersten Plan zurück... den Plan, sie mit einer Nadel zu tödnen, das ist doch ganz klar... sie geht wenig aus, aber doch manchmal Abends... immer die Kleine... der Schürte, der das geschrieen hat, wußte nicht, bei wem, aber wo sie wohnte, nämlich im Hollenrieler, und dort hat er ihr auch, als sie von einem Gange kam, aufgelauert.“

„Das ist aber wirklich erstaunlich, und ich muß Ihnen offen gestehen, ich hätte das nie herausgefunden, was Sie mir da erzählen. Was nun aber die Nadel andert, so könnte ich, wenn Sie es wünschen, erfahren, in welches Gift sie getaucht ist. Ich kenne einen Chemiker, der in solchen Sachen sehr bewandert ist. Er wird Experimente, Analysen anstellen und Ihnen ganz genau Bescheid sagen können.“

„Ja, aber zu dem Zweck müßten Sie mir den Gegenstand anvertrauen“, fuhr Piedouche fort.

„Mit Vergnügen“, erwiderte Binos, „ich bin überzeugt, daß Sie keinen schlechten Gebrauch davon machen werden. Also nehmen Sie die Nadel und das Etui obendrein: aber unter einer Bedingung!“

„Unter welcher?“

„Unter der Bedingung, daß Sie mir versprechen, mir Ihren Bericht zu leisten. Ich habe geschworen, die Schuldigen aufzufinden, und ohne Sie würde ich nichts Rechtes zu Stande bringen.“

„Woher kommt es denn, daß Sie eine so hohe Meinung von meinen Talenten haben?“ fragte Piedouche lächelnd.

„Nun, so wie wir beide miteinander stehen, kann ich es Ihnen ja sagen“, rief Binos, „ich denke mir, daß Sie in dem Maße schon früher gearbeitet haben.“

„Ich bin nicht abgeneigt, aber was hätten wir schließlich davon, wenn wir wirklich mit unseren Nachforschungen irgend welches Resultat erzielen?“

„Nun, wir hätten zunächst das Vergnügen, den Tod eines armen Mädchens zu rächen, das von Schurken ermordet worden.“

„Das ist allerdings schon etwas, das gebe ich zu; die Frage ist nur, ob es uns auch glücken wird. Sie haben mir, glaube ich, gesagt, das Opfer wäre in der Morgue nicht retognosziert worden?“

„Leider nein; es wird sogar heute Abend schon begraben.“

„Teufel, dann ist ja kein Augenblick zu verlieren. Wenn man nicht entdeckt, wer sie ist, so wird man auch nicht die entdeden, welche sie getödtet haben, und ich muß Ihnen gestehen, ich sehe eigentlich nicht ein, wie wir ihren Namen erfahren sollten.“

„Es giebt nur ein Mittel, wir müssen ihre Wohnung ausfindig machen. Lesen Sie noch einmal den zerrissenen Brief durch, und Sie werden finden, daß hier von einer „Rue des...“ und nicht von einer Rue de... die Rede ist.“

„Da haben Sie recht, dieser Murai ist allerdings ein Ausgangspunkt.“

„Gewiß, und ich hätte alle Straßen, deren Namen einen Murai aufweisen, beiseite, wäre ich nicht von der Hoffnung, Sie zu treffen, zurückgehalten worden. Seit drei Tagen habe ich sozusagen den „Großen Bod“ nicht verlassen. Poireau würde es Ihnen befehlen, wenn er nicht betrunken wäre, und ich würde das Zeugniß des Vaters Pigache anrufen, wenn er nicht stottern würde.“

„Was wollen Sie, ich war eben mit meiner Erbschaft beschäftigt, doch der Aufschub hat nicht viel zu sagen, wir können die Scharte immerhin noch ausmehren. Wenn wir das Drehbuch durchsehen, werden wir die vollständige Liste der Straßen haben, die für uns in Frage kommen, aber haben Sie mir nicht gesagt, das unglückliche Mädchen hätte den letzten Omnibus bestiegen, der von der Markthalle abfährt?“

„Jawohl.“

„Demnach fuhr sie nach Hause und wohnte in der Gegend des Vigalle-Platzes; es wäre also vernünftig, mit diesem Stadttheil anzufangen; kennen Sie dort eine Rue des...?“

„Oh, es giebt mehrere: die Rue des Martyrs, die Rue des Abbeses...“

„Nun gut, so wollen wir zuerst mit der Rue des Abbeses beginnen.“

„Die ist hier ganz in der Nähe, und sie ist auch nicht sehr lang“, versetzte Binos, „es wäre also gut, wenn wir mit ihr anfangen.“

„Einverstanden! Machen wir uns also gleich auf den Weg.“

Piedouche schüttelte den Wirth, wedelte ihn, begabte die Zeche und verließ das Lokal.

Binos folgte ihm auf dem Boulevard und sie schlugen nun zusammen den Weg nach der Rue des Abbeses ein.

„Mein Lieber“, sagte Piedouche, als sie in die Rue d'Orsel einbogen, „ich denke mir, daß dieses arme Mädchen wohl keine eigene Wohnung hatte, wenigstens glaube ich das nach der Beschreibung, die Sie mir von ihrem Kostüm geliefert haben.“

„Ihre Toilette war allerdings nicht glänzend“, murmelte Binos, „sie sah wie eine bessere Arbeiterin aus und mochte wohl in einer Mansarde wohnen.“

„Ganz recht, aber in einem möblirten Zimmer. Ich sage das, weil ich der Ansicht bin, daß wir gut thäten, uns-

re Nachforschungen bei den Hotels zu beginnen.“

„Eine gute Idee, sogar eine ausgezeichnete; ja, Sie verstehen wirklich etwas von der Sache, daran hätte ich nie gedacht. Und da Sie so klug sind, sagen Sie mir vielleicht auch, warum man die Kleine eigentlich getödtet hat? Sicherlich nicht, um sie zu bestehlen, denn man hat nur vierzehn Sous bei ihr gefunden.“

„Ich denke mir, daß es sich vielleicht um eine Frauenschärpe handelt, doch das geht uns ja für den Augenblick gar nichts an. Wenn wir erst wissen, wer sie ist, haben wir immer noch Zeit, nach den Gründen zu forschen, aus denen sie ermordet worden ist.“

„Mein Freund, Sie haben recht“, sagte Binos, der stets der Ansicht Piedouches war.

Sie gingen schnell und waren am Montmartre-Theater bereits vorübergekommen; etwas weiter beginnt die Rue des Abbeses, die sich bis zur Rue Lepique hinzieht. Piedouche blieb, nachdem sie wenige Schritte gegangen, auf der Straße stehen, zeigte Binos ein großes Haus und sagte: „Sehen Sie, mein Lieber, hier haben Sie eine Mietstajerne, die nach nichts besonderem aussieht und die Sie gerade deshalb mit Ihrem Besuche beehren sollten.“

„Mit Ihnen?“ fragte Binos.

„Oh nein, ohne mich.“

„Wie, ich soll allein in dieses Haus gehen und den Wirth ohne Sie ausfragen? Der Teufel hole mich, wenn ich weiß, was ich ihm sagen soll. Es ist kein leichtes Stück, sich noch einer Mietherin zu erkundigen, deren Namen man nicht einmal weiß!“

„Sie lassen sich aber durch eine Kleinigkeit verblüffen; Sie können ja auf drei oder vier Manieren vorgehen.“

„Welche würden Sie vorsehen?“

„Die einfachste! ich würde aus meiner Tasche ein Hundertstückerstück ziehen und dasselbe dem Portier unter die Nase halten; dann würde ich ihn einfach fragen, ob im Hause nicht ein junges Mädchen wohnt, das so und so aussieht. Ich möchte darauf weiten, daß er Ihnen die Antwort nicht schuldig bleiben wird, und wenn man Ihnen „Nein“ antwortet, so können Sie sich darauf rechnen, daß man Ihnen die Wahrheit sagt.“

„Ich glaube, Sie würden diese Komödie aber weit besser spielen, als ich.“

„Nein, denn ich habe das Mädchen, dessen Namen Sie in Erfahrung bringen wollen, nie gesehen, und würde es sehr schlecht beschreiben; dagegen können Sie, der es in aller Ruhe betrachtet hat, ein so ähnliches Porträt von ihm entwerfen, daß man es auf der Stelle erkennen wird.“

„Ja, ich könnte sie sogar aus dem Gedächtniß malen“, fuhr Binos fort, „ich habe schon daran gedacht, als ich sie auf den Fliesen der Morgue liegen sah... ein realitätsreiches Bild für die nächste Gemäldeausstellung.“

„Nun, dann machen Sie doch ans Werk, was hält Sie zurück?“

„Ich kann es Ihnen ja gestehen, ich habe das Hundertstückerstück nicht bei mir, denn ich habe mein Portemonnaie zu Hause vergessen.“

„Wenn es weiter nichts ist... hier haben Sie das meininge“, versetzte Piedouche, und zog eine hübsche, leberne Börse aus der Tasche.

Binos zögerte der Form halber einen Augenblick, dann aber nahm er die Börse mit den Worten: „Ich nehme das Geld nur als Darlehen, lieber Freund, das ich Ihnen in den nächsten Tagen zurückerstatten werde.“

Außerdem werde ich mich bemühen, Ihre Finanzen zu schonen; vielleicht bekomme ich die Auskunft für dreißig Sous... doch ich denke eben daran, selbst wenn ich die Auskunft habe, so wird sie mir nicht viel nützen; man wird mir vielleicht sagen, daß die fragliche Person dort gewohnt hat, daß sie aber seit drei Tagen verschwunden ist, und was dann?“

„Sie werden sich geschickt nach ihren Gewohnheiten erkundigen, nach der Leute, die sie empfing... Sie werden fragen, ob sie Sachen, Papiere in ihrem Zimmer zurückgelassen, und welchen Namen sie beim Einzuge angegeben hat. Wenn Sie das alles erfahren haben, so brauchen Sie nur nach der Morgue zu eilen und Ihre Erklärung abzugeben; dann wird man die Polizei benachrichtigen, der Wirth wird vorgeladen werden, er wird seine Mietherin retognoszieren, da sie ja noch nicht begraben ist. Das alles sind Anhaltspunkte, mit deren Hilfe Sie eine ernsthafte Untersuchung beginnen können.“

Piedouche, alter Freund, ich biete Ihnen Freundschaft auf Leben und Tod!“ rief Binos in einem Anfall von Entschlossenheit. „Ich werde die Schwelle dieses Hauses überschreiten, das einem Palast durchaus nicht ähnlich, und mir unter Ihren Anspizien die Spuren in der Privat-Diplomatie verdienen. Dann werde ich Ihnen meinen Bericht abliefern, denn ich denke doch, daß Sie auf mich warten werden.“

„Sehr gern, ich werde dort oben auf dem Plage vor der Mairie warten, und Sie brauchen sich nicht zu beeilen, ich habe Zeit.“

„Abgemacht, alter Freund, und jetzt vorwärts“, rief der Maler, und stürzte

nach dem von Piedouche bezeichneten Hause.

Der Thorweg war nicht breit, zwei Leute hätten mit Mühe nebeneinander gehen können, und außerdem war er sehr schlecht beleuchtet. Binos ging vorsichtig weiter und streckte die Arme aus, um sich an den Wänden vorwärts zu tasten. Schließlich fühlte er auf der linken Seite einen Mauervorsprung und eine Stimme rief ihm zu:

„Was suchen Sie?“

„Ich möchte mit dem Portier sprechen“, sagte Binos.

„Es giebt hier keinen Portier“, erwiderte eine Frauenstimme.

„Dann möchte ich die Wirthin sprechen.“

„Die Wirthin bin ich, was wollen Sie; kommen Sie, um zu miethen?“

„Nein, ich komme wegen einer Ihrer Mietherinnen.“

„Kenne ich nicht, vermische nur an Männer!“

„Aber man hatte mir doch gesagt...“

„Was hat man Ihnen gesagt? Erklären Sie sich näher, und vor allen Dingen, treten Sie ein, damit ich Ihr Gesicht sehen kann.“

Durch längeres Tasten traf er auf eine Gitterthür, die halb geöffnet stand. Er stieß sie auf, trat in eine Loge und hatte einige Mühe, eine kleine alte Frau zu erkennen, die vor einem erlöschenden Kofstfeuer saß.

„Na, sprechen Sie nun“, rief sie ihm zu, „jetzt weiß ich, mit wem ich es zu thun habe.“

„Sie behaupten, Sie wissen, mit wem Sie zu thun haben, ich weite, Sie irren sich.“

„Wenn Sie weiten wollten, so würden Sie verlieren“, versetzte die Frau; „ich kenne Sie, wie meine Tasche. Ich weiß Ihren Namen nicht, aber ich weiß, daß Ihr Vater darin besteht, gute Leinwand mit schlechten Farben zu bekleben; Sie sind Maler, alter Freund, und zwar kein Silbermaler; ich bin Ihnen wohl schon hundertmal auf dem Boulevard Cligny mit Ihrem Farbenkasten begegnet.“

„Da haben Sie recht, Mütterchen, und ich werde Ihnen Ihr Porträt malen, wenn Sie wollen.“

(Fortsetzung folgt)

Originelle Theaterreclame.

Aus einer kleinen Stadt in Piemont, Italien, wird berichtet: Das Localblatt, das jeden Sonntag die geistige Kost der Bewohner des Staorchens bildete, enthielt auf der vierten Seite folgende Annonce: „Eine Million Müßiggänger!“

Der Vormund eines jungen schönen Fräuleins, Waife und Erbin eines Vermögens, geschätzt auf eine Million, wünscht sie zu verheirathen, da er in kurzem aus geschäftlichen Gründen Italien verlassen muß.

Das Fräulein sucht keinen reichen Gatten, vorausgesetzt, daß er gut ist und in eine gewisse Classe gehört. K. J. etc.“ Diese Annonce erregte das größte Aufsehen. Man zerbrach sich den Kopf über den Namen der schönen Erbin. Die Stadt war mit heirathsfähigen Töchtern, die eine derartige Million aufzuweisen hatten, überhaupt nicht gesättigt, man rief daher auf eine Quinetin oder Mailänderin, die einen tüchtigen, soliden Mann einer kleinen Stadt den großstädtischen Gatten und Müßiggänger vorzog. Niemand der aufgeregten Junggesellen wollte es dem Andern zugeben, daß er Lust verspürte, die Erbin zu besitzen; aber jeder hatte nichts Eiligeres zu thun, als an die bezeichnete Classe zu schreiben und seine Güte und sonstigen Qualitäten in's beste Licht zu setzen.

Die Antwort blieb nicht aus und lautete: „Ich habe mit Vergnügen Ihren Brief gelesen. Ihr Name ist mir durch einen meiner liebsten Freunde in guter Erinnerung. Ich behalte mir vor, nähere Erkundigungen einzuziehen, aber werde mich freuen, wenn Sie sich in unserem Hause um mein Mündel bewerben. Vorher aber muß ich wissen, ob mein Mündel in Ihrer Gattin das Ideal findet, das Sie für ihren Gatten erträumt. Montag wird im Teatro Civico der Abend des glänzenden Schauspielers K. stattfinden. Versäumen Sie nicht, sich einen Sesselplatz zu verschaffen und tragen Sie als Erkennungszeichen eine Blume im Knopfloch und eine Zeitung in der Hand. Während des Monologes verpassen Sie nicht, sich das Taschentuch vor den Mund zu halten. Mein Mündel und ich werden uns in einer Loge der zweiten Reihe befinden und Sie sofort erkennen. Ist das Fräulein von Ihrer Erscheinung befriedigt, suche ich Sie auf und lade Sie zu mir in die Loge. Hochachtung der Verfasser der Annonce.“

Der „glänzende Schauspieler“ des Teatro Civico hatte noch niemals ein so lautes Publicum in den Sesseln gesehen. Alle waren ausverkauft, man hatte sich noch aus den Gängen, ja aus dem benachbarten Loge mehrere bevorzugt. Fast alle waren durch das starke Gesehmte besetzt und die heirathslustigen Junggesellen sahen mit ihren Blumensträußchen im Knopfloch ihrer accurat aus. Alle schienen große Zeitungsläser, denn alle hielten eine Zeitung in der Hand. Es gab zunächst eine kleine Comödie, aber alles wartete voll Spannung auf den Monolog, den der „glänzende Schauspieler“, der zugleich Verfasser war, recitirte.

Es schien sehr heiter zu sein, denn das laute Publicum hielt beständig das Taschentuch vor den Mund, wie um die zu Haat ausbrechende Heiterkeit zu verbergen. Der Monolog war zu

Ende, und nun kam es: Ein bärtiger alter Herr mit goldener Brille eilte zu den Tritten, und alle Geden der Provinz erhoben sich mit einem Ruck, um sich ihm bemerkbar zu machen und betrachteten ihn mit ängstlichen Augen, seines Winkes gewärtig. Der alte Herr sprach, aber er bevorzugte Keinen, er sprach zu Allen: „Verehrte Herren“, sagte er, „ich muß Ihnen allen meinen dankbarsten Dank aussprechen, daß Sie meine Einladung, wenn Sie auch neu und selbstam war, mit so viel Entschlossenheit annehmen haben.“ „Eine Million Müßiggänger“ ist der Untertitel der Poste, die wir jetzt darstellen werden...“ Der alte Herr mit der goldenen Brille und dem langen Bart war derselbe glänzende Schauspieler, der sich schon für die Poste, die den Schlüssel des Rathfels bringen sollte, verlobet hatte. Die Zeitungs-Announce war seine Erfindung, um die Hautevolee zu verkaufen. Aber die geäußerten jungen Leute zeigten nicht, daß sie Spaß verstanden. Sie zifchten die Poste aus!

Kostspielige Strümpfe.

Auch an den Strümpfen bethätigt sich die Phantasie und Laune der Modedamen oft in recht sonderbarer Weise. Von allen Toilettenartikeln haben allerdings die Strümpfe am längsten ihr schickliches Aussehen behalten; Königin Elisabeth, die sich sehr kostbar kleidete, brach in Begeisterung aus, als sie im Jahre 1561 ein Paar selbene Strümpfe erhielt, und erklärte, daß sie nie vorher einen solchen Luxus gesehen. Dann aber gaben sich die Damen nicht mehr damit zufrieden, glatte, seidene Strümpfe mit Bemalung zu betrachten. Ludwig der Dreizehnte schenkte seiner Gemahlin Anna von Oesterreich ein Paar gestickte Strümpfe mit ihrem Familienwappen in Verten auf Goldgrund. Von Ludwig dem Vierzehnten erhielt Madame de Montespan Strümpfe mit Edelsteinen gearbeitet, welche die Sonne, das Liebessymbol des Monarchen, und ihre glänzenden Strahlen darstellten. Auf dem rechten Strumpf ging die Sonne über einem Saphirmeer auf, auf dem linken ging sie hinter einer Smaragdwalde unter.

Ludwig's Geschmack wurde in späteren Jahren einfacher; Frau von Maintenon mußte sich mit einem von Matteau bemalten Paar begnügen. Ein anderes Paar Strümpfe, das von Matteau gemalt war, zeigte Szenen aus Racine's „Esther“. In England stieg Peter Lely auf ein Paar Seidenstrümpfe in zwei von kostbaren Edelsteinen gebildeten Kreisen die Portraits des „Merx Monarch“ und der herrschenden Favoritin, Louise de Querouaille, die ihr der König mit einem Paar juwelenbesetzter Strümpfe schenkte. Auch in unseren Tagen herrscht in Paris wieder eine ähnliche Manie für Strümpfe mit Handmalerei.

Eine Dame, die in der Welt der Singpielhallen bekannt ist, besitzt ein Paar Strümpfe, auf der zwei Portraits von ihr nach dem Leben, das eine in Bühnen-, das andere in Straßentoelette, gemalt sind. Eine andere Diosa der Varietes besitzt für \$200 ein Paar Strümpfe mit dem Bildniß eines Vorsehers. Dazu gehören Strumpfbänder in Form von Schlangen aus bleisamen Gold mit Smaragden, Opalen und anderen Edelsteinen. Diese Strumpfbänder sollen gegen \$10,000 acqstoff haben.

Von sehr reichen Damen wird auch häufig Spitze zu Strümpfen gebräucht, und der Werth der Menocospitzen wird noch durch Edelsteine erhöht. Die schöne Otero besitzt ein Paar schwarze Spitzenstrümpfe, mit ihrem Namenszug in Diamanten und Rubin und einer kostbaren schwarzen Perle als Punkt. Bei einem vor einiger Zeit in London gezeigten Costümball erschien eine Dame Namens Leni als Verkörperung des „Gelbes“. Ihr Kleid und ihr Kopputz war mit nachgemachten Münzen aller Welter geschmückt, und ihre Beine bedekten von den Knien abwärts in dicht anschließenden Hüllen aus italienischem Papiergold im Werthe von mehreren tausend Dollars. Ein Liverpooler schenkte vor kurzem seiner Nichte zur Hochzeit ein Paar seidene Strümpfe, in deren Arie je eine englische Banknote von 100 Pfd. St. eingearbeitet war. Am ecentrischsten und kostspieligsten ist vielleicht die Idee einer Amerikanerin Mrs. Baxter, die durchbrochen gearbeitete Hüllen aus Gold- und Silberdraht, an dem Gold- und Silberglöckchen hängen, besitzt. Diese Hüllen trägt sie auf dem bloßen Fuß, der so gefärbt wird, daß er mit der glühenden und ionenden Hülle harmonirt.

Menschen, die überall pumpen, thun's gewiß nicht am Brunnen.

Graf Boni hat einen lebendigen Königsadler geschenkt bekommen. Wozu eigentlich? Der Mann hat doch wohl schon einen Vogel!

Ein Poet als Pensionskommissar? Warum auch nicht. Die Pensionsanträge beruhen ja sehr oft auf Wahrheit und — Dichtung.

In Nr. 54 der Münchener Zig. wird angezeigt: „Gute Wäscherin zum Inventarpreis sofort zu verkaufen.“ Selbst wenn es sich um ein altes Inventar handelt, ist ein solcher Verkauf doch höchst unstatthaft.

„In den Dingen herumtaufen, heißt nicht, sie begreifen.“